

Der Sonntagsgast.

Mit siebzehn Jahren an einen Mann verheiratet, der beinahe drei Mal so alt war wie sie, wurde Frau Lubercac sehr früh Wittwe.

Sie war eine herrliche Dame von eleganter Haltung und schlanker Figur. Ihr schwarzes, in der Mitte geschicktes Haar umrahmte ein feines Antlitz von regelmäßigem Oval. Große, sanfte Augen, die ruhig in die Welt blickten, belebten zwar ihr Gesicht, aber sie charakterisierten es nicht sonderlich. Wenn man sie so anblickte, fühlte man, daß ihre Seele noch kein Unwetter durchgemacht, und daß ihr Herz keine Stürme kannte.

Ihr Leben war ohne leidenschaftliche Erregungen verlaufen. Nur ein ruhiger Haufen war ihre Ehe; den Wellen des Oceans hatte sie nie getrotzt. Sie hatte für ihn, dessen Namen sie trug, eine milde, ungetriebene, leidenschaftslose Zuwendung zugeht.

Als der Tod ihr den Gatten nahm, hatten ihre Augen Thränen vergossen, und ihr Herzleid hielt sie für unüberwindlich; doch ihre Trauer war mehr äußerlich als innerlich gewesen, denn ohne es zu bemerken, konnte sie die Liebe nur dem Worte nach, hatte sie niemals ihre wahren Entzückungen empfunden. Ein Sohn, der zwölf Jahre alt war, als der Vater starb, war die einzige Frucht ihrer Ehe.

Der Mutter unähnlich, war das Kind zeitweise von einer bedrückenden Nervosität. „Zu gemüthlich“ sagte der Arzt oft, und er rief, den Kleinen sehr zu schonen.

Da Frau Lubercac nur noch entfernte Verwandte hatte, kaufte sie alle ihre Färtlichkeit auf das liebe Haupt ihres Kindes.

Seine frühe Begabung für die Wissenschaften, sein frühzeitiges Verlangen nach Wissen, seine Neugierde, die ihn zu den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften führte, waren die Früchte seiner Erziehung. Er war ein Kind, das in der Welt der Wissenschaften zu Hause war.

Die Vergangenheit legte ihr keine Pflichten an, die sie über ihren Gatten auf, und bei aller Ehrfurcht vor dem Gedenken ihrer Frühzeit, hatte sie doch keinerlei Ursache, auf ein Bild zu verzichten, das die Zukunft ihr noch bringen konnte.

Solchen Gedanken gab sie nach, seit sie gemerkt hatte, welchen Eindruck sie auf einen Kaballerieoffizier gemacht, den Hauptmann Bugerol, dessen Bild sie nicht losließ, so oft sie ihm begegnete. Nicht lange, so gehörte er zum Kreis ihrer vertrauten Bekannten.

Häufige Besuche des Herrn von Bugerol hatten ihr Gelegenheit gegeben, den persönlichen Werth und die ersten Charaktereigenschaften dieses Mannes zu schätzen; sie fühlte, daß er sie liebte, und die innere Erregung, die sie in seiner Gegenwart empfand, hatte ihr verzeihlich, daß er nicht bloß geliebt, daß auch sie ihn liebte.

Ein Apriltag — um fünf Uhr. Das Wetter ist warm und milde. Seit einer Woche stehen die Bäume in Blüthe. Frau Lubercac atmet durch das offene Fenster ihres Salons den Duft ein.

Ein Zufall hatte es gewollt, daß der Hauptmann sie allein antraf. Sie sahen einander gegenüber. Kein Fremder hätte ihre Bekanntheit. Sie sprachen ganz leise, obgleich Niemand sie hören konnte. Worte, die aus dem Herzen kamen, trafen auf die Lippen.

„Ja, gnädige Frau,“ sagte der Hauptmann mit zitternder, gewollt unterdrückter Stimme. „Sie sind für mich die Frau, nach der ich mich sehne, die ausgereifte Schönheit des Lebens. Ich langte nach Ihnen, und mein schönster Traum ist, Ihnen angehängt zu werden.“

„Ich habe es Ihnen nur deshalb noch nicht gesagt, weil ich eine Zurückweisung fürchte, die mich tödlich getroffen hätte; ich bin ja so glücklich, weil mir vor der Entscheidung bangt. Wenn Sie mir nicht so iherer wärten, würden Sie mein Gebändniß schon vernommen haben.“

„Wollen Sie sich meiner Liebe anvertrauen und mich für das Leben glücklich machen, indem Sie meine Frau werden?“

Sie hörte lächelnd ihn an, bewegt, hingerricht. Diese Liebesworte waren süßliche Musik für sie, und als er ihre Hand ergriff, um sie an seine Lippen zu führen, kam es ihr vor, als ob ein Schleier jenseit vor ihren leuchtenden Augen, und als ob sie plötzlich den lachenden Horizont eines neuen Lebens erblickte. Ja, diese Freude empfand sie zum ersten Male! Diese himmlische Liebesstimme der Seele. Sie war jung, sie war schön, sie war geliebt — sie liebte!

Mit einer langsamen und sanften Bewegung neigte sie sich zu ihm, der sie verzehrend anblickte.

„Vielher!“ sagte sie nur. Und sie lächelte ihn an.

Da plötzlich wurde er sehr blaß. „Sie nahen an! Mit einer leidenschaftlichen Bewegung rief er sie an seine Brust, und sie wechselten den Verlobungsluß.“

„O doch ein lauter Schrei weckte sie aus ihrem Traum. Die Uhr wurde gestrichelt und Jacques fiel bei ihrem Anblick ohnmächtig hin.“

Frau Lubercac rückte sich auf ihren Sohn und bemächtete sich, ihn durch Lieb-

losungen zum Bewußtsein zu bringen. Ihre vor Erregung bebenden Hände verflachten die Kleider des Kindes zu öffnen, aber sie zitterte so heftig, daß der Hauptmann ihr helfen mußte. Endlich, nach einigen Minuten, kam Jacques wieder zu sich. Seine Augen öffneten sich, lächelten die Mutter an, aber als sie die Herrn von Bugerol ansah, wurden, nahmen sie einen Ausdruck des Schreckens und des Hasses an.

Die Mutter bemerkte es. „Ich habe noch kein Recht,“ sagte sie zum Hauptmann, „Sie an meinen Sorgen theilnehmen zu lassen. Lassen Sie mich — ich bitte Sie — mit meinem Sohne allein. Die Gefahr ist vorüber, und ich habe mit ihm zu reden. Morgen wollen wir unser Gespräch wieder aufnehmen — auf morgen also.“

Und sie reichte ihm zärtlich die Hand. Ohne ihren Wunsch zu erörtern, schloß sie die Thür.

Auch er fühlte, daß seine Gegenwart unnützlich, vielleicht unliebsam sei, und daß es besser wäre, der unermüdlichen Aufklärung nicht beizuwohnen.

„Auf morgen,“ gnädige Frau, sagte er, „und auf immer.“

II. Ihre Blide waren ihm gefolgt in dem Gedanken beruhigt, ihn am nächsten Tage wieder zu sehen. Aber wer kennt das Geheimniß der Zukunft, selbst der allernächsten? Oft, wenn zwei Leute sich trennen, und sei es auch nur auf kurze Zeit, haben sie sich vielleicht zum letzten Male gesehen. Das unvorhergesehene Mißgeschick ist da; es lauert unaussprechlich. Man glaubt, sich auf eine Stunde zu trennen, und man ist für immer auseinander gegangen.

Bei den ersten Worten seiner Mutter unterbrach Jacques sie mit einer heftigen Bewegung. Sie verhärtete die herbe Festigkeit einer Sprache noch, die weit über sein Alter hinausging.

„Du bist Herrin Deiner Handlungen wie Deines Herzens, Mutter; aber ich könnte Deine Liebe nicht mit einem Fremden theilen. Niemals würde ich einen Siebhaber. Wenn Du Dich wieder verheirathest, verlaßte ich Dein Haus und werde Schiffsjunge, vielleicht noch Seemann — aber Du wirst mich nicht wiedersehen!“

Er sah sie fest mit harten, unverföhlichen Blicken an, die nichts Befängigte, weder Vernunftspründe noch mütterliche Thränen.

„Wohle!“ wiederholte er unaussprechlich.

Dann auf einmal, einer unaufrichtigen Rührung nachgebend, schluderte er.

„Ah, Mama,“ rief er, durch dieses einzige Wort ihr die süßen Erinnerungen seiner ersten Jahre zurückrufend, „ich sehe Dich an, Mama, heirathe nicht!“

Seine Brust hob sich, eine graufame Blässe überzog sein Gesicht. Er hatte seine Hände gefaltet. Frau Lubercac fühlte sich befangen.

„Beruhige Dich,“ sagte sie, „ich werde thun, was Du von mir verlangst, ich schweige es Dir! Aber Du wirst mich auch sehr lieb haben, nicht wahr? Denn ich bringe Dir ein großes Opfer, ein Opfer, dessen Tragweite zu ermessen Du noch zu jung bist.“

Jacques warf sich in ihre Arme und drückte sie wie toll an sein Herz. Und sie weinten lange zusammen.

Es war entschieden: das Weib war todt — die Mutter lebte. Sobald Frau Lubercac in ihrem Zimmer war, schrieb sie an Herrn von Bugerol mit bewegten Worten, was sich soeben zugetragen. Der Brief schloß so:

„Mein Freund — denn Sie werden für immer diesen Namen in meinem Herzen behalten — vergessen Sie denn unsern Traum. Das Hinderniß, das sich zwischen uns erhoben, war unüberwindbar. Mein Kind hat sich zwischen unsere Liebe geworfen, und wenn es dem Trummer über unsere Heirath unterlegen wäre, würde sein Andenken einen Abgrund zwischen uns aufgethan haben, den nicht überbrückt hätte. Meine Vergangenheit ist es, die mir verbietet, Ihnen mein Leben zu weihen und das Ihrige anzunehmen. Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit zurück. — seien Sie glücklich, heirathen Sie ein Mädchen, das Ihrer werth ist, und denken Sie bisweilen an die, die einarm ihr Leben im Andenken an Sie beschließen wird.“

Sie schickte den Brief ab; eine Stunde später kam die Antwort.

„Ich gehorche, gnädige Frau,“ schrieb Herr von Bugerol, „und ich werde nicht thun, um durch meine Willen Ihren Entschluß zu ändern; ich werde mich einmal beruhigen, Sie ein letztes Mal zu sprechen. Das Wiedersehen würde meine Kräfte überheben. Ich siehe diese Qual, denn ich fühle, daß Ihr Entschluß unwiderrücklich ist. Ich werde mich einer Expedition anschließen. Sie werden mich nicht wieder sehen.“

„Ich habe noch kein Recht,“ sagte sie zum Hauptmann, „Sie an meinen Sorgen theilnehmen zu lassen. Lassen Sie mich — ich bitte Sie — mit meinem Sohne allein. Die Gefahr ist vorüber, und ich habe mit ihm zu reden. Morgen wollen wir unser Gespräch wieder aufnehmen — auf morgen also.“

Und sie reichte ihm zärtlich die Hand. Ohne ihren Wunsch zu erörtern, schloß sie die Thür.

Auch er fühlte, daß seine Gegenwart unnützlich, vielleicht unliebsam sei, und daß es besser wäre, der unermüdlichen Aufklärung nicht beizuwohnen.

Aber von Ihrem Anerbieten, meine Freiheit zurückzunehmen, mache ich keinen Gebrauch. In alle Zukunft gehöre ich Ihnen. Auf ein Zeichen von Ihnen werde ich wiedertommen, und ich werde nicht über ein Leben verfügen, das Ihnen gehört. Ich liebe Sie.“

Frau Lubercac weinte, als sie diese Worte las, aber sie antwortete nicht. Der Kelch war bis zur Reize geleert.

III. Fünfzehn Jahre sind verfloßen. Sie waren gnädig mit Frau Lubercac gewesen, denn sie haben ihr keinen Kummer gebracht. Die Tage waren einander friedlich gefolgt.

Jacques ist ein Mann geworden, und sein Betragen ist musterhaft geblieben. Ruhig hat er neben ihm gelebt, sie hat keine andere Aufgabe gehabt als seine Erziehung, kein anderes Glück als seine Freuden.

Jetzt wird sie ihr Werk krönen und ihn mit einem jungen Mädchen verheirathen, die ihm gefällt, die sich in allen wissenschaftlichen sozialen Verhältnissen befindet. Und sie träumt davon, ihr Leben am Herde ihrer Kinder zu beschließen.

Frau Lubercac ist noch schön, obgleich ihre Haare schneeweiß, — ihre Gesichtszüge sind feine geblieben. Wenn man sie so sieht, könnte man meinen, ein gepulvertes Frauenkopf des achtzehnten Jahrhunderts trete aus seinem Rahmen.

In einem bequemen Sessel zurückgelehnt, plaudert sie traurig mit ihrem Sohn, der in dem Gedanken an seine bevorstehende Heirath strahlt und Lustschloß baut. Man spricht von der Einrichtung des jungen Ehepaares.

„Siehst Du, Mutter,“ begann Jacques plötzlich, „Du mußt regelmäßig an bestimmten Tagen bei mir zu Tisch sein. Das ist die einzige Möglichkeit, sich oft zu sehen.“

Die Frau wurde bleich, als sie diese graufamen Worte hörte. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, sich von ihrem Kinde zu trennen, von ihm, dem sie alles geopfert hatte. Und sie hatte immer gedacht, daß auch er sie nicht so oft lassen würde. Aber der Stolz gestattete ihr nicht, über ein Arrangement zu reden, das sie kränken muß. Gewisse Fragen sind entschieden, sobald sie gestellt werden.

Von dem Augenblick an, da ihr Sohn sie nicht in seinem Hause behalten will, von dem Augenblicke an, da er sich ansieht, seine Bild ohne sie zu gründen, — mit welchem Rechte sollte sie sich zu widerlegen versuchen? Vielleicht hat er gar Recht, der junge Herr, der seinen Dritten will, zwischen seiner Frau und sich. Mütterliche Färtlichkeit ist manchmal lästig. Dann hat jede Generation ihre eigene Auffassung, ihren Geschmack, ihre Freuden. Die Gegenwart läßt sich nicht mit der Vergangenheit in Einklang bringen.

Frau Lubercac beherrscht ihre Erregung.

Jetzt ist er logisch, ihr theurer Sohn; damals hätte er Unrecht mit seiner kindlichen Eifersucht.

Ubrigens, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ist sie eine glückliche Mutter. Der Sohn muß ihrem Stolze schmeicheln. Er hat gearbeitet, er ist gelehrt, er wird ein angesehenes Familienhaupt werden. Warum sich beklagen?

Kun also! Schmeiß, schwaches Herz. Die traurige Mutter zingelt sich auf ihr Zimmer, denn sie sehnte sich nach Einsamkeit. Auf ihrem Tische liegt die Zeitung aufgeschlagen. Mechanisch blättert sie hinein.

Pöhllich wird sie bleich. Dort auf der ersten Seite liest sie mit Entsetzen die Nachricht vom Tode des Generals Bugerol — er war in Tonkin gefallen.

Ihre Hände zittern; ein tiefer Seufzer kommt aus ihrer Brust.

Sie erblickt in Gedanken das Dasein, das sie nicht getroffen, das sie hätte genießen können, das sie dieses selbstschuldigen und undankbaren Kindes wegen ausgeglichen.

Dann entringelt sich ihr ein Laut der Liebe für den Todten, der unten in Aßen, fern von ihr, gefallen ist.

Ein Ringkampf.

In früheren Tagen.

Früh schon hatten die Franzosen unter unergleichlich lähnen Führern versucht, die weiten Sandstrecken am St. Lorenzfluß und den großen nördlichen Seen des amerikanischen Continents als Colonialbesitz zu erwerben, Bestrebungen, welche von den Königen Ludwig dem Dreizehnten und Ludwig dem Vierzehnten und deren thatkräftigen Ministern Richelieu und Colbert eifrig gefördert wurden. Männer wie Samuel de Champlain und Graf Louis von Frontenac haben ihre Namen mit ehernem Griffel in die Geschichte jener Kolonien eingeschrieben.

Die Franzosen hatten es verstanden, sich das zu jener Zeit noch zahlreich besiedelte Land der Huronen, welches in seiner Hauptmasse an dem See gleichen Namens haufte, zu Freunden zu machen und unterstützten es in seinen Kämpfen gegen den fählich der Seen ansässigen gewaltigen Wölferbund der fünf Nationen, von dem die Huronen oft arg bedrängt wurden. Dieser Bund war zwischen den Mohawks, Oneidas, Onondagos, Cayugas und Senecas errichtet worden, welche den gemeinsamen Namen Irokesen führten und in den damaligen Streitigkeiten zwischen Franzosen und Engländern auf Seiten der letzteren standen.

Im Jahre 1671 war Graf Frontenac in Neufbrantreich, dem heutigen Canada, gelandet und hatte als Gouverneur die Regierung angetreten. Mit einer unergleichlichen Geschicklichkeit wußte er sich rasch die Sprache der Eingeborenen zu eigen zu machen und im Verkehr mit den Kindern der Wälder ist ihm kaum je einer gleich gekommen, er verstand es meisterhaft, sie in der ihnen zugehörigen Weise zu behandeln und ihre Herzen zu gewinnen. Die Huronen verehrten ihn und selbst die feindseligen Irokesen bewunderten den fähnen und doch menschenfreundlichen Soldaten in ihm, ob er sie gleich wiederholt geschlagen hatte.

Im Jahre 1675 stiftete sich die fünf Nationen zu einem übermächtigen Angriff auf Canada, dessen Belagerung ihnen um so begehrenswerther erschien, als die jagdbaren Thiere in ihren Gebieten sich sehr vermindert hatten, und Felle ihr einziges Kaufmittel waren, um europäische Waaren dafür einzuhandeln. Frontenac ergriff zeitig genug von dem geplanten Angriff der Irokesen, um Anhalten zur Abwehr treffen zu können. Er bot seine Verbündeten, die Huronen, Onondagos und Illinois zum Kampfe auf, noch ehe sich diese sammeln konnten, mit zweiwundert Grenadieren vom Regimente Carignan und ebensoviel bemanneten Landeuten und Jägern dem Feinde entgegen, um in der Nähe des Ontario seine rothen Hilfstruppen zu erwarten.

In seiner Begleitung befand sich der Missionar Pater Daniel, der gleich dem Grafen ein genauer Kenner indianischer Eigenart war.

Unter den Grenadieren marschirte ein Mann einher, der wegen seiner außerordentlichen Körperkraft weit und breit bei Rotzen und Weiben berühmt war; dies war Thomas Dierts, ein Sproßling der Normandie.

Während sich Graf Frontenac zur Abwehr rüstete, hatte er gleichzeitig auch den Weg der Unterhandlung mit den Feinden versucht, um sie entweder hinzubalten oder zu trennen, und zu diesem Zwecke besonders das Volk der Mohawks bearbeitet lassen, dessen Häuptlingen er schon früher in schmeichelter Weise begegnet war. Ganz unerwartet traf er auf seinem Zuge auf eine staltliche Zahl von deren Kriegern, welche etwas zu hisig vorgezogen waren und bereits nordwärts des Ontario lagerten. Die Mohawks, auf deren Häuptlinge die Schmeicheleien und Versprechungen Frontenacs nicht ohne Wirkung geblieben waren, sahen mit Ueberraschung die staltlichen Grenadiere vor sich, dergleichen sie bisher noch nie erblickt hatten, schätzten auch des Grafen Macht höher als sie wirklich war und ließen den Worten Pater Daniels, der sich küßte, sobald ihre Anwesenheit bekannt war, zu ihnen geben hatte, und sie zu friedlichen Unterhandlungen ermunterte, annehmend, geneigtes Ohr — wohl gleich dem französischen Führer auf zeitige Verthaltung hoffend, um mit sicherem Erfolg angreifen zu können.

Run befand sich in ihrer Mitte ein Häuptling So-wa-tha, der sichbaum, dem gleich dem Normannen eine ungewöhnliche Körperkraft nachgerühmt wurde. So-wa-tha war der Stolz seines Stammes. Wie es in diesen Grenzstrichen natürlich, hatten beide Männer schon von einander gehört, ohne doch bisher zusammengetroffen zu sein; aber jeder kannte den Ruf unergleichlicher Körperkraft, welcher den Begner

begleitete, und brannte darauf, sich mit ihm zu messen.

Als Pater Daniel bei den Mohawks war, fragte So-wa-tha höhnisch: „Ist der „dicke Büffel“ (er meinte damit Thomas Dierts) bei euch? Ich möchte ihn sehen, oder vertrieht er sich vor dem Schatten des „Eichbaums“?“

Dies gab dem Pater Daniel den Gedanken ein, um Zeit zu gewinnen, da er den Versprechungen der heimtückischen Indianer nicht traute, einen unblutigen Zweikampf zwischen diesen beiden berühmten Kämpfern zu veranstalten, ein Schauspiel, welches die Indianer sehr liebten.

Als er sich in diesem Sinne äußerte, ergriff der Mohawk begierig die Gelegenheit, sich auf diese Weise mit dem Wilden zu messen, und seine Stammesgenossen stimmten ihm so bereitwilliger bei, als sie sicher auf seinen Sieg hofften.

Als Frontenac diese Angelegenheit unterbreitet ward, äußerte er nur seine Bedenken gegen eine Hinterlist der Indianer; doch hierüber beruhigte ihn der Pater mit der Versicherung, daß die Häuptlinge ihr Wort, nicht in den Kampf einzugehen, oder währenddessen anzugreifen, halten würden wie der Graf das seine, worauf der Graf seine Einwilligung zu dem Ringkampf gab. Thomas Dierts, gefragt, ob er die Herausforderung des Wilden annehmen wolle, erklärte sich lachend bereit dazu. Alle Vorbereitungen zu dem Kämpfe wurden nun getroffen. Gegen das Wort Frontenacs gaben die Mohawk-Häuptlinge, denen der höfliche Frontenac viel Artiges sagte, das ihre und ein Kampfplatz wurde gemeinsam ausgewählt, den beide Parteien nur in gemessener Entfernung umfassen durften.

Ihre Aufregung nur mühsam unter stöcher Aussenfete verbergend, barten die Indianer des fahlen Weihen, der es wagen wollte, sich mit ihrem So-wa-tha zu messen. Auf ein gegebenes Zeichen traten nun die beiden Männer, nach Uebereintunft entkleidet, in die Mitte des frei gelassenen Raumes. Auf der einen Seite standen Grenadiere, Waldeute und Pater Daniel und über ihren Häuptern ragte das silberne Banner Frankreichs, auf der anderen die federgeschmückten Mohawk-Krieger.

Der Graf hielt sich, um jeder indianischen Zuseher gemachsen zu sein und den Ueberblick über allenfällige Bewegungen des Feindes nicht zu verlieren, dem Gros seiner Truppen in dem Hintergrunde.

Thomas Dierts erblickte seinen Gegner nicht ohne zu erschauern. So-wa-tha, ein Mann von hoher Gestalt, zeigte eine Muskelatur von unergündlicher Ausbildung, und wie gewandt die Krieger waren, wußte der Normane aus Erfahrung. Er sah sofort, daß er es mit einem ebdnartigen Gegner zu thun habe, und dies machte ihn vorzüglich der federgeschmückte So-wa-tha schaute mit einem hochmüthigen Lächeln auf Thomas, dessen eisener, massiver Bau ihm wenig zu imponiren schien, herbeider. Auf ein mit einem Wuschgeschloren gegebenes Zeichen konnte der Kampf beginnen.

So-wa-tha begann den Normannen zu umfassen, so daß dieser sich drehen mußte, um dem Gegner immer die Stirn zu bieten.

Schneller wurden die Bewegungen des Indianers und plötzlich warf er sich mit einem tigerischen Sprung auf Dierts. Nicht viel Männer hätten diesem plötzlichen Ansturm gestanden, aber der Normane, der Kechnliches erwartet haben mochte, stand eisenselt.

Der gewandte Wilde hatte aber den Untergriff erlangt. Doch dies schloß Dierts, dessen Kräfte aus Stahl gefügt schien, wenig an. Gewaltige Anstrengungen machte der Indianer, den Normannen niederzuziehen, und wußte dabei mit großer Gewandtheit dessen Griffe wirkungslos zu machen. Aber Dierts stand fest und demachte seine ganze Kräfte, während der Mohawk durch seine so vergesslichen Anstrengungen in Zorn gerieth.

In nicht geringer Aufregung wohnen die Zuschauer diesem durch die ungewöhnliche Körperkraft der Kämpfer furchtbaren Schauspiel bei. Immer wider und hisiger wurde der Wilde, der auch durch größere Leibeslänge einen Vortheil über den mehr stämmig gebauten Normannen hatte, und schon atmete er schwer. Die Aufregung aller Umstehenden heizerte sich. Immer noch hielt sich Dierts in der Defensive und die Anstrengungen des Indianers wurden fählich schwächer. Jetzt aber entfaltete der Grenadier seine ganze gewaltige Kraft und faßte mit ehernem Händen des Gegners Rechte und Haupt. Der Indianer ließ ein dumpfes Stöhnen hören und seine Züge verzerrten sich. Da befreite ein machtvoller Rud den Normannen von den umschlingenden

den Armen des Mohawks, seine Hände ließen dessen Rechte und Haupt los und nun schlangen sich seine furchtbaren Arme um den nackten Leib des halb betäubten Wilden; mit unüberwindlicher Kraft drückte er ihn an seine mächtige Brust, so daß jenem der Athem schwand, hob ihn plötzlich hoch empor und schleuderte den Körper mit gewaltiger Wucht zur Erde. Besinnungslos lag So-wa-tha da.

Ein hallender Jubelruf der Franzosen begleitete den Sieg des Grenadiers; hinter und wortlos standen die Mohawks da, aber ihre funkelnden Augen drückten grimmbigen Haß aus. Eines geringen Anlasses nur hätte es bedurft und die Wilden würden mit indianischer Wuth auf die Weihen losgefahren sein. Für einen solchen Fall hielt indessen Frontenac den Haupttheil seiner Mannschaft in Schladordnung und ließ jetzt, als der Sieg vollendet war, die sechs Tambours, welche er mitführte, Wirbel schlagen. Die feste Haltung der staltlichen Grenadiere und der unergündlichen, in diesen Wäldern nie gehörte Laut wirbelnder Trommeln verbanderte einen Ausbruch indianischer Zornes.

So-wa-tha wurde hinweggetragen, während Thomas Dierts lächelnd die Glückwünsche seiner Kameraden entgegennahm.

Den abergläubischen Mohawks erschien diese Niederlage ihres gefeierten Helden beim Beginn eines Krieges Unheil bedeutend und ehe eine Stunde vergangen war, hatten sie, ohne einen Angriff versucht zu haben, den Kämpf angeordnet, um zur Hauptmacht der Franzosen zu stoßen. Gleich darauf trafen bei Frontenac tausend Huronenkrieger ein. Die Geschichte berichtet, daß der tapfere Graf auf diesem Kriegszuge gegen die fünf Nationen ihre Macht fast vollständig vernichtete.

Im Omnibus.

Das Wiener „Illustrirte Erbtblatt“ bringt folgendes Momentbildchen, getreu nach der Natur aufgenommen: Ein junger, „aufgeschossener“ Mensch mit ledern Schnurbinden und einer Don Juan-Miene springt elassisch in einen Omnibus ein und setzt seine Lackfedeln in's richtige Licht, denn Platz ist genug vorhanden, da nur eine elegante Dame und ein älterer Herr im Wagen sind. Zudem sieht der Herr ganz in der Felle vorne und sieht die in gemüthlichem Trab gehenden Pferde hinauf. Der junge Antiquar lächelt festgelesen. Sein Ernterium und namentlich seine Schnurbinden müßten ja auf die Dame Einbruch machen — o, ganz gewiß. Ein Gespräch um jeden Preis. Er fragt recht fest: „Fahren Sie auch nach Mariabühl, mein Fräulein?“ Ein Nicken, ein Bild des Erstaunens ist die Antwort. Aber die jugendliche Geduldlosigkeit ihres Gegenüber läßt eine komische Wirkung auf die Dame aus; in Wäldern der Ironie spielt um ihren schönen Mund, als sie die Fragen des Unverständlichen hört. „Ah, der Karneval! Wie gut daß er zu Ende ist. Freilich, das ganze Gesicht hält im Tanzen mehr aus. — Nicht wahr?“

„Ich tanze heuer sehr wenig!“

„Et, wie ist das möglich! Eine Eise mit dem Antlitz eines Engels!“

„Zu viel der Liebendwürdigkeit, mein Herr!“

„O, wenn ich Ihnen auf einem Balle begegnet wäre, dann wäre ich Ihnen zu Föhren gesunken und —“

„Küß so rasch, mein Herr!“

„Und was hätten Sie daraus geantwortet, wenn ich Sie gefragt haben würde, ob Sie mein sein wollten für's ganze Leben —?“

Die Dame erwiderte lächelnd: „Ich hätte Ihnen mittheilt, daß ein kleines Hinderniß diesen Bund unmöglich macht!“

„Ein Hinderniß?“ beklammert der Jüngling. „Welches Hinderniß könnte es geben, das ich nicht befeitige!“

„Da könnte es im tiefen Saß aus der Erde, wo der dritte Passagier sitzt: „Reden Sie mit der dummen Feig. Das ist ja meine Frau!““

Der Courtmacher klingelt, er muß gerade jetzt aufsteigen!

Kosuth's Mutter.

Zu den schmerzhaftesten Prüfungen im Leben dieses hervorragenden ungarischen Patrioten gehörte es, daß seine Verbannung ihm verwehrte, an das Sterbendbett seiner Mutter zu eilen. Sie lebte in den ärmlichsten Verhältnissen in Bräffel und wünschte den Sohn nochmals zu sehen, bevor sie starb. Die belgische Regierung wollte Kosuths Besuch, die Mutter wiedersehen zu dürfen, nur unter der Bedingung gestatten, daß er sich die feste Begleitung eines Polizeibeamten gefallen lasse. Der Sohn wußte selbst auf diese demüthigende Bedingung eingegangen, aber sobald die Mutter davon gehört hatte, unterlaste sie dem Sohne selbst seinen Besuch. So starb sie zu Ende des Jahres 1852, mit ihrem letzten Athemzuge den Sohn noch segnend.

D. Unglückszahl.

Der Widder im Wirthshaus. Der Jammer ist schledt; Daß 's dreibeit am Tisch san, Daß is eahn net recht.

„No“, moant da der Pfafel, „Da moach 's an Rath; Mir schmeiß'n Di auß — No' is d' Zahl wieder 'grad!“